

Aus dem Leben eienr Gottesbraut.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter.

Der Name „Familienvater“ ist kein leeres Wort; er drückt eine große Würde und eine schwere Bürde zugleich aus. Ist es nicht etwas Hohes, mit Gott die Vaterschaft zu teilen, welche vernunftbegabten und der Seele nach unsterblichen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, das Dasein verleiht? Aber auch welche Verantwortung liegt in der Aufgabe, die Kinder zu erziehen, sie zu unterrichten, zur Tugend anzuleiten und vor dem Bösen zu bewahren, kurz, sie auf den Weg zum Himmel zu führen, zum gemeinsamen Vater aller Menschen!

„Es ist keine geringe Tugend“, sagt der hl. Chrysostomus, „seine Kinder gut zu erziehen, sie an den Dienst des Herrn zu gewöhnen und auf dem Wege seiner Gebote zu befestigen von zarter Kindheit an. Wenn Eltern, die von den Grundsätzen einer wahrhaft christlichen Kinderziehung durchdrungen sind, große Belohnung im Himmel erwarten dürfen, so haben jene, welche diese Grundsätze mißachten, allen Grund zu fürchten, daß sie eine strenge Strafe zu gewärtigen haben. Auch darf sich der Familienvater in der Erziehung der Kinder nicht ganz auf deren Mutter verlassen, denn er ist auch für sie verantwortlich.“

Der hl. Joseph hat die ihm als Gemahl Maria und Pflieger Vater Jesu auferlegte Doppelpflicht auf die vollkommenste Weise erfüllt. Voll der innigsten und großmütigsten Liebe zu Jesus und Maria, die Gott seiner Obhut anvertraut hatte, ließ er ihnen die zärtlichste Sorgfalt zu teil werden, und widmete sich ganz ihrem Dienste. Allerdings hatte er nicht nötig, sich mit ihrer sittlichen Leitung zu befassen, denn sie waren ja beide ohne Sünde, und damit war er zum Teil der schweren Verantwortung überhoben, die auf andern Familienvätern ruht. Allein gerade aus diesem Grunde soll der ehrwürdige Patriarch der Schutzpatron aller christlichen Familienväter sein, denen er überdies ein gar herrliches Vorbild ist, durch seinen Glauben, seine Treue, seine Ergebenheit, Sanftmut und Liebe, durch seinen Mut und seine Standhaftigkeit.

Daher haben sich auch allezeit die wahrhaft gläubigen Familienväter mit großem Vertrauen unter den mächtigen Schutz des hl. Joseph gestellt, damit er ihnen helfe, den Frieden und die Eintracht in ihrem Hause zu bewahren, und die Gewalt, die ihnen Gott über ihre Kinder gegeben, angemessen und wirksam auszuüben. Und um dieses Schutzes würdig zu werden, haben sie sich aufrichtig bemüht, seine Tugenden mehr und mehr nachzuahmen. Glücklich fürwahr die christliche Familie, deren Haupt sich den hl. Joseph zum Patron und Vorbild genommen hat!

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Doktor Wejener erzählt: „Bei einer Unterredung über die Ablässe, in der ich zu erkennen gab, daß ich sie nur als die Erlassung der alten Kirchenbußen betrachtete, entgegnete sie:

„Nein, die Ablässe bedeuten mehr, denn durch sie gewinnen wir die Nachlassung der Strafen, die wir

nach diesem Leben im Fegefeuer zu erleiden haben. Um aber einen Ablass zu gewinnen, ist es nicht genug nur obenhin das vorgeschriebene Gebet oder gute Werk zu verrichten, sondern man muß auch mit wahrer Reue und wirklicher Besserung die hl. Sakramente empfangen. Ich lebte immer des Glaubens, daß ohne wahre Reue und ernstliche Besserung ein Ablass nicht gewonnen werde, und daß im Grunde mit jedem verdienstlichen Werke ein Ablass verbunden sei.“

Die guten Werke eines Menschen sind so verschieden, wie die Zahlen. Fliehet aber in das kleinste derselben etwas von den Verdiensten Christi, so wiegt es sehr viel. Was wir in Vereinigung mit diesen unendlichen Verdiensten Gott aufopfern und wäre es auch nur die geringfügigste gute Handlung, wird von Ihm an unsern verdienten Strafen abgerechnet. Ich kann die traurige Verblendung so vieler, denen der hl. Glaube zum Schattenbilde geworden ist, nicht genug beklagen. Sie leben in ihren Gewohnheitsünden ruhig fort, und wähnen dabei, durch gewisse Gebetsweisen Ablässe gewinnen zu können. Aber gar viele Christen werden einst inne werden, daß Heiden und Türken, welche nach dem natürlichen Gesetz tugendhaft zu leben suchen, im Gerichte vor Gott besser bestehen, als sie.

Wir haben die Gnade und achten sie nicht; sie wird uns gleichsam aufgenötigt, und wir stoßen sie von uns. Wie rennt, wie krümmt sich mancher, wenn er einen Groschen im Staube erblickt; liegt aber die Gnade des ewigen Heiles vor seinen Füßen, so steigt er mühsam über sie hinweg, um den Traumgestalten dieser Welt nachzujagen. Diesen helfen keine Ablässe; ja die religiösen Handlungen, die sie aus blinder Gewohnheit vollbringen, werden ihnen zum Gerichte.“

Auf das blinde Jagen nach den falschen Gütern dieser Welt schien sich folgende Anschauung zu beziehen. Sie erzählte: „Ich fand mich auf einem großen weiten Felde, das ich ganz überschauen konnte. Dasselbe war von unzähligen Menschen bedeckt, die auf alle Weise arbeiteten und sich aufs äußerste anstrebten, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Mitten auf dem Felde aber stand in unendlicher Güte der Herr, der zu mir sprach: „Siehe, wie das Volk sich quält und abmüht, wie es überall Trost und Hilfe sucht und dem Gewinne nachjagt, mich aber, ihren Herrn und Wohltäter, der ich doch ganz offen hier stehe, gar nicht achtet und gewahret.“

Nur wenige sind vorhanden, die noch ein Gefühl der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit gegen mich haben; aber auch diese werfen mir ihren Dank nur im Vorbeigehen wie einen Brocken zu.“ — Nun kam eine Schar von Priestern, gegen welche der Herr eine besondere Zuneigung zeigte; aber sie gingen schnell vorüber, warfen ihm häufig etwas zu und verloren sich in dem großen Gewühle. Nur Einen aus ihnen sah ich näher treten, aber ziemlich nachlässig. Als er beim Herrn war, sagte dieser ihn an der Schulter und sprach: „Warum entfernst Du Dich von mir? Warum bezahlst Du mir nicht Deine Schuld, der ich Dich so liebe?“ Darauf verschwand mir dieses Gesicht.

Ich hatte aber mancherlei Anschauungen über die betrübenden Verhältnisse der Gegenwart. Der herrschende Zeitgeist, die große Lauigkeit und Ausartung

wurde dem Heiland, wenn er heute wieder persönlich unter uns erscheinen und seine Lehre verkündigen würde, so viele grimmige Widersacher bereiten, als er unter den Juden gefunden hatte.
(Fortsetzung folgt.)

Wie der selige Heinrich Suso den Maimonat feierte.

In der Nacht des eingehenden Mayen fing der selige Suso gewöhnlich an und setzte einen geistlichen Mayenbaum und ehrte den ziemlich lange alle Tage einmal. Unter all den schönen Zweigen, die je wuchsen, konnte er nichts Edleres finden, als den Mayenbaum, den wonniglichen Ast des Kreuzesholzes, der blühender ist mit Gnaden und Tugenden und aller schönen Zier, denn alle Mayenbäume, die je errichtet wurden.

Unter diesem Mayenbaum nahm er sechs Venien (Kniebeugen) vor, u. gedachte bei jeder Venie, den geistl. Mayenbaum zu zieren mit den allerschönsten Dingen, die der Sommer möchte hervorbringen. Und er sprach und sang in seiner Innerlichkeit vor dem Mayenbaum den Hymnus: „Salve cruce sancta“ also: Begrüßet seißt du, himmlischer Mayenbaum, der ewigen Weisheit, auf dem da gewachsen ist die Frucht der ewigen Seligkeit! Zum ersten, dir zur ewigen Zierde für alle roten Rosen biete ich dir heute ein herzliches Minnen; zum zweiten, für alle kleinen Viole ein demütiges Neigen; zum dritten, für alle zarten Lilien ein lauterliches Umfassen; zum vierten, für mancherlei buntfarbige und glänzende Blumen, die je Haide oder Ager, Wald oder Aue, Bäume oder Wiesen, in diesem schönen Mai hervorgebracht, biete dir mein Herz ein geistliches Küssen; zum fünften, für aller wohlgemuten Vögelin Sang, den sie je auf einem Mayenzweige frei gesungen haben, biete dir meine Seele an ein endloses Loben und Danken; zum sechsten, für alle die Zierde, womit je ein Mayenbaum gezieret war, erhebet dich heute mein Herz mit einem geistlichen Singen. Hilf mir, o gesegneter Mayenbaum, daß ich dich in dieser kurzen Zeit also lobe, doch ich dich, lebendige Frucht, ewiglich werde genießend. — Also ward von Heinrich Suso der Maimonat begangen.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

Während wir so beisammen saßen und auf das Signal zum Ausbruch in den Kampf warteten, fragte ich einen der insizwas (jungen Männer), wer denn der weiße Mann sei, und erhielt zur Antwort, er käme vom Land des weißen Mannes jenseits des Umsimvu und er führe Wagen mit sich. Er rede viel von einem großen Häuptling, für den er in fernen Ländern gekochten, und der Name dieses Häuptlings sei „Lempru.“ (Empereur, Kaiser Napoleon).

Ich saß dem Umlungu (Weißen) gegenüber, als er zu uns sprach und beobachtete ihn genau. Ich hatte zwar schon wiederholt weiße Männer gesehen, sie kamen zu uns mit Wagen, verkauften Gewehre, die schnell unbrauchbar wurden und brachten uns starkes Getränk, das uns wie toll machte, und doch hatten wir ihnen dafür eine Menge Vieh und Häute zu

geben. Aber diese alle waren in Vergleich zu diesem Umlungu da wie ein Buschmann gegen einen Zulu. Er war ein mächtiger Fürst, hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und trug einen langen kräftigen Schnurrbart. Dazu war er größer und breitschultriger als irgend einer der Männer, die ich je gesehen, und trug einen großen Helm aus Metall auf dem Kopfe, von dessen Spitze ein langer, weißer Kosschweif wallte. Brust und Rücken waren in ein Gehäuse von Stahl (Panzer) eingeschlossen, und an seiner Hüfte hing ein großes Schwert mit gerader Klinge. Er war offenbar ein großer Mann, denn er sprach zu unsern Häuptlingen mit starker Stimme und seine Rede begleitete er mit raschen, energischen Bewegungen der Hände.

„Männer aus dem Pondoland,“ begann er wieder, „die Zulus sind bloße „abantu“ (Schwarze), wie ihr. Jeder, den ihr mit euren scharfen Waffen trefft, stirbt jählings dahin. Warum also laßt ihr weibliche Furcht aufsteigen in euren starken Herzen? Tut, was ich euch sage: Jene von euch, die mit Gewehren bewaffnet sind, legen sich diese Nacht hinter die Felsen hier in den Hinterhalt. Hundert Mann aber reiten auf schnellen Rossen ins Zululager hinab und fangen da an, gründlich aufzuräumen. Ist aber das ganze feindliche Lager erwacht, dann ziehen sie sich rasch nach diesen Felsen zurück. Sobald sich der Feind naht, geben alle, die Gewehre haben, Feuer. — Sie müssen aber niedrig zielen, und dürfen nicht schießen, bevor sie das Weiße im Auge der Zulus sehen. — Dann aber werde ich mit der ganzen übrigen Mannschaft von der anderen Seite über sie herfallen wie ein Hagelwetter und auch nicht einer von ihnen soll uns entkommen.“

Wer von euch will Führer der ersten hundert Reiter sein?“ Keiner rührte sich; ein Häuptling sah den andern an, doch keiner sprach ein Wort. Mit hundert Mann mitten unter tausend Zulus hineinzureiten schien eben ein zu großes Wagnis.

Endlich rief ich selber aus: „Nkosi enkulu, großer Fürst, ich will den Ritt wagen; will ihn wagen, selbst wenn ich allein zu reiten habe. Die Zulus haben meinen Vater und all' meine lieben Angehörigen grausam dahingemordet und es soll mir daher ein wahrer Hochgenuß sein, wenn ich auch nur einen von ihnen töten kann, bevor ich sterbe.“

Da strich Ngokwemnyama seinen mächtigen Schnurrbart und rief mit Donnerstimme in den großen Haufen hinein: „Ein Held hat sich bereits gefunden; wer will sich sonst noch an dem Ritt beteiligen?“ Da war es, als ob dieser eine Mann alle andern mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortreiße; denn mit einem Schlag kam es aus den Reihen von Hunderten:

„Nkos!“ —

Tief unten im Tale aber stimmten die Zulus als Antwort einen Schlachtgesang an, der wie ein Hohn auf unsern Ruf in die finstere Nacht hinaus schallte. Die langgezogenen Töne erweckten bei manchem ein heimliches Grauen, Ngokwemnyama aber, voll Feuer und Leben, machte sich rasch daran, die einzelnen Gruppen für den Kampf zu informieren. Alle schwärmten für ihn, nur die Häuptlinge machten verdrossene Gesichter. Da flüsterte mir einer der insizwas zu: „Der Weiße ist ein Inkosi enkulu; innerhalb zwei Tagen haben wir unter seiner Führung mehr als 400 Zulus erschlagen. Wir ritten im Galopp auf die Feinde los und schleuderten unsere Asagais gegen